

## "Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat" - Röm 13,1-7

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus.  
Amen.

„Es war eine Schnupftabakdose,  
Die hatte Friedrich der Große  
Sich selbst aus geschnitzelt aus Nußbaumholz.  
Und darauf war sie natürlich stolz.

Da kam ein Holzwurm gekrochen.  
Der hatte Nußbaum gerochen.  
Die Dose erzählte ihm lang und breit  
Von Friedrich dem Großen und seiner Zeit.

Sie nannte den alten Fritz generös.  
Da aber wurde der Holzwurm nervös  
Und sagte, indem er zu bohren begann:  
„Was geht mich Friedrich der Große an!“

1912 schrieb Joachim Ringelnatz diese Verse, sechs Jahre bevor Deutschland das verlor, was als klassische Obrigkeit galt: Den Kaiser, der gottbefohlen über seine Untertanen herrschte. Im Idealfall milde und weise, in Realiter aber leider auch so, dass am Ende Geschichten wie die von des Kaisers neuen Kleidern entstanden.

Hitlers Deutschland wollte auch als Obrigkeit anerkannt sein – und grüßte gar mit dem Wörtlein „Heil“.

Und dann stand Nachkriegsdeutschland verwirrt – ohne Kaiser und ohne Führer und durfte und sollte und musste gleichermaßen Demokratie werden und Obrigkeit sein. Keine starken Männer mehr, auf die sich als gottgegebene Obrigkeit verweisen ließ.

In diesem neuen Deutschland wuchsen dann wir als Kinder auf. Und wir hatten Geschichten wie die vom Räuber Hotzenplotz von Otfried Preußler. Fünfzig Jahre ist diese Erzählung in diesem Jahr alt geworden. Und der Polizist, der in ihr für die Obrigkeit steht, ist zu meinem inneren Bild des Begriffs Obrigkeit geworden: ein verpeilter Typ, der sich selbst viel zu wichtig nimmt, der sich verspottet fühlt, wenn ihm komplizierte Sachverhalte erläutert werden, und dessen Hauptaugenmerk darauf liegt, dass Uniformrock, Pickelhaube und Säbel stets tiptopp sind.... Er selbst meint, dass die Leute ihm allen Respekt schuldig seien – und zwar aufgrund seines Amtes und seiner Stellung. Weil er als Beamter Teil der Obrigkeit ist. Und gleichzeitig ist er als kleiner Beamter auf tumbe Art und Weise seiner Obrigkeit hörig. Da fällt der Respekt schwer, wenn man über den behäbigen Beamten eigentlich nur lachen und den Kopf schütteln kann.

Kurzum: meine Generation ist im Geist von Ringelnatz und Preußler aufgewachsen. Wir halten nicht viel von gottgegebenen Obrigkeiten. Umso mehr überraschte es mich, als ich sah, dass auch in der neuen Perikopenordnung, die mit dem 1. Advent beginnen wird, der alte Römertext immer noch dabei ist. Jener Briefabschnitt, in dem es heißt: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit außer von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott angeordnet. Wer sich nun der Obrigkeit widersetzt, der widerstrebt der Anordnung Gottes; die ihr aber widerstreben, ziehen sich selbst das Urteil zu. Denn vor denen, die Gewalt haben, muss man sich nicht fürchten wegen guter, sondern wegen böser Werke. Willst du dich aber nicht fürchten vor der Obrigkeit, so tue Gutes; so wirst du Lob von ihr erhalten. Denn sie ist Gottes Dienerin, dir zugut.“

Da denkt sich das Kind des späten Zwanzigsten Jahrhunderts natürlich: a ja. Nein. Schließlich haben wir gelernt, wohin das führt. Zu Leuten, die schweigen, wenn ihre Nachbarn abgeholt werden. Die nicht hören und nicht sehen und nicht widersprechen.

Ja, es ist leicht, gegen die Worte des Predigttextes aus unserer heutigen Perspektive bashing zu betreiben. Sie wegzuschlagen als irrelevant und dumm, weil von der Geschichte längst widerlegt.

Es ist leicht, sich holzwurmartig nach der Nussbaumdose, jetzt durch die Seiten dieses Papiers zu fressen und zu fragen: Was kümmern mich die alten Worte vom Gehorsam gegenüber einer Obrigkeit, die es schon längst nicht mehr gibt? Schließlich leben wir in einer Demokratie.

Aber gerade wenn etwas so leicht und selbstverständlich scheint, lohnt ja meist der zweite Blick. Was ist an diesem Text dran, dass wir von ihm lernen könnten?

Paulus war schließlich jemand, dem von der damaligen Obrigkeit nicht nur Freundlichkeit widerfuhr. Im Gegenteil, in seinem ersten Brief an die Thessalonicher erzählt er von Gefängnisaufenthalt und Gewalt gegen ihn. Die Obrigkeit seiner Zeit konnte nicht viel mit diesen Christen anfangen. Und ging regelmäßig auch gewaltsam gegen sie vor. Trotzdem schreibt Paulus: Jedermann sei untertan der Obrigkeit!

Ich halte Paulus für keinen, der sich weg duckt. Im Gegenteil: wenn Paulus etwas für sich als Aufgabe erkannt hatte, stand er dafür mit breiter Brust und großer Bereitschaft ein. Er tat und sagte, was er für richtig hielt. Und auf die Obrigkeit schielte er dabei ganz gewiss nicht.

Was also treibt ihn zu seinen Worten im Brief an die Römer?

Ich denke, es sind zwei Interessen: Das eine ist der Anlass des Briefes. Der alte Querulant Paulus will verhindern, dass die Menschen in Rom seinen Brief sofort wegwerfen. Denn wer gegen Rom war, der lief Gefahr, Leib und Leben zu gefährden. Paulus schreibt also: Ist doch alles gut! Wir Christen sind nicht gegen den Staat. Wir sind nicht gegen Rom. Wir sind keine neue Separatistengruppe, die sich von Rom befreien will. Aber: Rom ist Gott untergeordnet. Wenn wir uns jetzt einen Augenblick lang daran erinnern, dass der Kaiser von Rom selbst als Gott galt und eines der Probleme der Christen ja genau darin bestand, ihn nicht anbeten zu wollen, dann lässt sich ahnen, dass Worte subversiver sind, als ihre Wirkungsgeschichte vermuten lässt.

Und das zweite ist, dass Paulus mit diesem Text klärt, worin das christliche Interesse besteht

und worin es nicht besteht: Christen wollen keinen Staat machen. Zumindest wollen sie ihn nicht christlich beherrschen. Sondern sie sind Teil eines Staates und gestalten ihn, indem sie sind, die sie sind – und ihren Mitmenschen Gutes tun.

Oder um es vielleicht klarer zu formulieren: In diesem Text wird deutlich, dass die Trennung von Staat und Kirche dem Christentum nie eine Anfechtung war. Und es wird deutlich, was Christen von ihrem Staat erwarten: nämlich Gerechtigkeit und gute Ordnung.

Und durchaus frech erklärt Paulus, was dem Staat positiv an Aufgaben aufgegeben ist, wie er sein sollte! Mal ganz unabhängig davon, wie die Wirklichkeit alltäglich aussehen konnte. Er schaut den Staat mit großen Augen an und sagt: So bist du doch, nicht wahr? Ich habe dich als gerechten Staat doch ganz richtig dargestellt, oder? Du bist ein guter und wunderbarer, ja gottgegebener Staat. Nicht wahr? Oder bist du etwas ungerecht, willkürlich und schlecht.... Und verfolgst Du etwa Christen, die gar nichts anderes wollen als das Beste für die Menschen, die im Staat leben.... ?!

Ich vermute, der Paulus war viel mehr Schlitzohr denn behäbig-dummer obrigkeitsbeflissener Narr. Für Paulus – und so endet unser Predigttext dann ja auch nicht nur subversiv, sondern in aller Klarheit, gab es nur eine Obrigkeit: „So gebt nu jedem, was ihr schuldig seid: Steuer, dem Steuer gebührt; Zoll, dem Zoll gebührt; Furcht, dem Furcht gebührt; Ehre, dem Ehre gebührt.“

Und natürlich hatten die Menschen, wie wir heute auch, dabei die Erzählung von Jesus im Ohr, der sagt: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist; und Gott, was Gottes ist“. Und Furcht und Ehre gebühren alleine Gott. Keinem Staat.

Für uns heute empfinde ich die Worte trotz aller Fremdheit durch überkommene Begriffe wie Obrigkeit und Untertan sein, auf den zweiten Blick als gewinnbringend. Denn positiv ist doch in ihnen gesagt, dass es einen Staat braucht, der die Dinge zum Guten ordnet. Der darauf Acht gibt, dass Böses nicht ungestraft bleibt, und Gutes befördert wird. Und dass ein solcher Staat auch das Recht hat, z.B. Steuern zu erheben für die Aufgaben, die er übernimmt. Und dass wir uns als Christen nicht einfach aus einem solchen Gemeinwesen herauslösen können, sondern wir Teil des Ganzen sind. Unabhängig davon ob und wie Christen Aufgaben in einem Staatswesen übernehmen, geht es in ihrem Tun aber stets um die Ehre Gottes.

In einem demokratischen Staatswesen sind wir also Teil des Ganzen. Und sollten das auch selbstbewusst sein. Denn wir können davon sprechen, wie gutes Zusammenleben zwischen Menschen aussehen kann.

Und so sind Christen – meinem Textverständnis nach – Menschen, die nicht um der Macht willen nach Macht streben, aber den Staat in seinem Tun kritisch begleiten.

Einmal indem sie davon ausgehen, dass er seine Aufgaben erledigt, also eine gute Ordnung schafft und Gerechtigkeit wirkt; wo er das aber nicht tut, das können und sollten Christen dann auch widersprechen!, aber wieder, nicht zur Machtergreifung um der Macht willen, sondern damit es allen gut gehe im Staate und zur Ehre Gottes; und weiter sind Christen Leute, die um ihres Glaubens und um der Ehre Gottes willen, ihren Nächsten Gutes tun. Und das meint für mich tatsächlich dann auch die Arbeit der Erzieherinnen und Erzieher in christlichen Kindergärten, von Lehrerinnen und Lehrern in christlichen Schulen, die Arbeit in der Diakonie – vom Krankenhaus bis hin zur Versorgung und kritischen Begleitung derer, die kein Zuhause

haben, sondern sich irgendwie durchschlagen – oder auch nachts vor unserem Dom schlafen.

Noch einmal: Nicht alle Kindergärten müssen christlich sein, aber wir Christen bieten auch von unserer Seite diese Arbeit als Teil dieser Gesellschaft an. Darum geht es. Um Teilhabe und kritische Begleitung bei gleichzeitiger Anerkennung der Notwendigkeit von Staatswesen. Und bei all dem Politikerbashing unserer Tage, ist das doch vielleicht auch wieder einmal gut, sich klarzumachen. Es braucht ein funktionierendes Staatswesen, dessen Teil wir sein können – und meinetwegen auch Untertan. Na gut. Kritischer Untertan.

Und so bewahre unser aller Herzen der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, in Christus Jesus und dessen Nachfolge. Amen.